

GRUNDRECHT WOHNEN

Einzelchicksal und auch kein isoliertes Problem. Neuartige und langfristig Erfolg versprechende Ansätze bieten Unterstützung auf verschiedenen Ebenen, nicht zuletzt durch qualitätsvolle Architektur. Ein Gespräch mit dem Sozialwissenschaftler und „neunerhaus“-Geschäftsführer Markus Reiter und dem Architekten Christoph Lammerhuber über die Ursachen zunehmender Wohnungslosigkeit, die Bedeutung eines eigenen Postkastens und neue Ideen für die Siedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre.



Mehr als nur eine Unterkunft, gebaut von WBV-GPA: Im neunerhaus Hagenmüllergasse in Wien erhalten 79 ehemalige Obdachlose Privatsphäre, Autonomie und ein Zuhause.

Christian Muhr (CM) im Gespräch mit Markus Reiter (MR)
und Christoph Lammerhuber (CL)
Photos: Johanna Rauch



Starker Zuzug, die Eurokrise und die Nullzinspolitik der ECB sowie der stagnierende soziale Wohnbau haben zu einer starken Nachfrage nach Immobilien und damit zu hohen Preissteigerungen bei Wohnungen und Mieten geführt, insbesondere in Großstädten wie Wien. Laut einem aktuellen Bericht des Sozialvereins „neunerhaus“ ist in Österreich nicht nur die Anzahl der armutsgefährdeten Personen mit hoher Wohnkostenbelastung, sondern auch die durchschnittliche Höhe dieser Kosten deutlich angestiegen. Ebenfalls zugenommen hat die Anzahl der Befristungen bei neuen Mietverträgen, was die Lage zusätzlich verschärft.

Die unabhängige Hilfsorganisation „neunerhaus“ beschäftigt sich seit 15 Jahren intensiv mit dem Themenkomplex Wohnen und Wohnungslosigkeit, um innovative Konzepte für die nachhaltige soziale Inklusion von obdachlosen Menschen zu entwickeln und in eigenen Wohnungen und Häusern umzusetzen. An den derzeit drei Standorten der Häuser und in rund achtzig Wohnungen in Wien finden mittlerweile jährlich rund fünfhundert obdachlose Menschen ein Zuhause, in dem sie ein selbstbestimmtes und menschenwürdiges Leben in den eigenen vier Wänden führen können.

Das vor Kurzem neu errichtete „neunerhaus Hagenmüllergasse“ im 3. Bezirk wurde von pool Architektur gestaltet und 2015 eröffnet. Die 73 individuell geschnittenen Kleinwohnungen besitzen jeweils eine eigene Küche und alles, was für ein selbstständiges, qualitativvolles Wohnen

notwendig ist. Während die Privatsphäre und die Autonomie der BewohnerInnen ausdrücklich respektiert und gefördert werden, bietet das Haus auch zahlreiche Gemeinschaftsbereiche, u. a. an verschiedenen Stellen des zentralen Stiegenhauses. Sie wurden so eingerichtet, dass eine vertikale, halböffentliche Begegnungszone über vier Stockwerke entsteht.



Mit seiner progressiven Philosophie und seiner radikal an den Bedürfnissen der BewohnerInnen orientierten Architektur verkörpert das „neunerhaus“ die Antithese zum bis heute verbreiteten Typus des „Heims“, der sich ursprünglich aus Kliniken und Kasernen ableitet.

CM: Ich habe gelesen, dass Obdachlose mit der Zeit das Wohnen verlernen. Ihr habt als Architekt und Geschäftsführer des „neunerhauses“ viel Erfahrung im Wohnbau und beschäftigt euch seit Langem mit diesem Thema. Konntet ihr bei der Planung des „neunerhauses“ von dessen BewohnerInnen, den Obdachlosen, etwas lernen?



MR: Was alle brauchen und jeder Mensch will, ist Privatsphäre, Respekt, Heimat und einen Ort, an dem er erreichbar ist. Das gilt auch für obdachlose Menschen. Jeder Mensch möchte autonom entscheiden, wer zu Besuch kommt, ob man einen Brief aus dem Postkasten nimmt oder nicht. Was bei unseren KlientInnen doppelt wichtig ist, ist die Rückzugsmöglichkeit. Der These, dass man das Wohnen verlernen könne, möchte ich widersprechen. Es scheint mir abstrus, obdachlose Menschen auf ihre Wohnfähigkeit zu prüfen. Wohnen kann jeder.

CM: Wie muss man sich ein Leben ohne Adresse, ohne legalen Status vorstellen?

MR: Das Leben auf der Straße entspricht einer extremen Ausnahmesituation. Die Menschen auf der Straße befinden sich in Krisensituationen unterschiedlichster Art, psychisch und physisch. Das Leben wird unheimlich anstrengend, wenn man keinen Wohnraum mit Zugang zu einer eigenen Kochstelle und einem Bad hat und keine Tür, die man hinter sich schließen kann. Aber auch ohne eigenes Postfach und Wohnsitz, an dem man formal und juristisch erreichbar ist, wird es schnell kompliziert. Was der Sozialstaat von seinen BürgerInnen erwartet, merkt man erst, wenn man längere Zeit keine Adresse hat.

CM: Das im Juni 2015 neu eröffnete „neunerhaus Hagenmüllergasse“ ist eines von insgesamt drei „neunerhaus“-Wohnhäusern in Wien. Es bietet alles, was wir uns vom „normalen“ Wohnen erwarten, aber im Grunde mussten diejenigen, die hier einziehen, über längere Zeit völlig ohne diese Selbstverständlichkeiten auskommen.

MR: Die BewohnerInnen waren zwar alle wohnungslos, aber sie haben unterschiedliche Hintergründe. Oft sind es Krisen wie Schulden, Kündigung und Scheidung oder der Tod einer vertrauten Person – wenn das zusammenkommt, kann es schnell bergab gehen. Wichtig ist: Wohnungslosigkeit bedeutet nicht immer, längere Zeit auf der Straße bzw. in einem Park zu leben. Viele kommen aus einer „versteckten“ Wohnungslosigkeit. Diese betrifft vor allem Frauen, die manchmal auch schlimme Beziehungsverhältnisse in Kauf nehmen, um nicht obdachlos zu werden. Viele kommen auch zur Überbrückung z. B. auf einer Couch bei FreundInnen unter – das soziale Netz wird zuerst genutzt. Aber auch das dichteste Netz hat Lücken. Um wieder auf die Beine zu kommen, braucht man dann rasche und qualitative Hilfe.

CL: Es ist daher auch völlig richtig, dass bei Projekten wie dem „neunerhaus“ höchste bauliche und sozialbetreuerische Standards angewandt werden, das halte ich für eine Form von Gerechtigkeit. Umso perfider ist, dass jetzt Menschen aus unterschiedlichsten Berufsgruppen glauben, aufgrund der Flüchtlingskrise würden plötzlich die Standards gesenkt,

die wir uns in den letzten hundert Jahren mühselig erarbeitet haben. Über Flüchtlings- oder StudentInnenheime bekommt man zu hören, dass man keine Lifte einbauen müsse, weil die „eh jung sind und gerne zu Fuß gehen“. Sozialpolitisch gesehen ist es erbärmlich, so zu tun, als würde für die Obdachlosen schon zu viel gemacht. Warum sind diese Menschen obdachlos? Obdachlosigkeit ist kein selbstgewähltes Schicksal.

CM: Wohnen ist ein zentrales Grundbedürfnis und kann nicht nur temporär zugestanden werden oder an bestimmte Auflagen geknüpft sein. Abgesehen von den moralischen und politischen Argumenten gibt es dafür auch praktische oder therapeutische Gründe: Das ständige Ausgeliefertsein prolongiert Krisen. Um sich fangen zu können, brauchen Betroffene stabile Verhältnisse.

MR: Stimmt. Aber auch an den Wurzeln des Problems müssen wir etwas verändern. Wir stecken in einer Verteilungskrise. Die Realwirtschaft leidet, das wirkt sich auf die Einkommen aus. Wir erleben eine Verknappung öffentlicher Ressourcen – nicht zuletzt durch die Privatisierung wird Wohnraum immer teurer. Wenn dann z. B. in einer persönlichen Krisensituation in einem Haushalt ein Einkommen wegfällt, kann es schnell gehen, dass man die Grundbedürfnisse nicht mehr bestreiten kann.

Das Problem, wie wir leistbaren Wohnraum schaffen können, müssen wir differenziert diskutieren. Zusätzlich zur Frage, wie wir Wohnbauten in guter Qualität kostengünstig errichten können, müssen wir uns überlegen: Warum verfügen die Menschen über so wenig Einkommen? Wir haben festgestellt: Etwa ein Drittel der Menschen in den untersten Einkommenssegmenten trägt eine durchschnittliche Wohnkostenbelastung von über vierzig Prozent. Sie sind daher von Wohnungslosigkeit bedroht.

CM: Gerechterweise muss man sagen, dass es durch das komplizierte und teilweise auch antiquierte Mietrecht in Wien auch viele Menschen gibt, die für viel Wohnraum sehr wenig zahlen.

MR: Das stimmt. Daher setzen wir uns auch für einen leichteren Zugang zu leistbarem Wohnraum für wohnungslose Menschen ein. Aber auch im Bereich des Neubaus müssen wir etwas tun. Bauen ist nämlich auch deshalb so teuer, weil niemand Verantwortung für Risiken übernehmen will, etwa beim Brandschutz. Aber die Qualität darf nicht leiden. Man kann nicht Außenwände um 15 Zentimeter dünner machen, nur damit es billiger wird. Die hohe Qualität, die das „neunerhaus“ bietet, wird auch entsprechend wahrgenommen. Die Menschen sehen und spüren diesen Wert und sind entsprechend motiviert, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen.

CM: Aufgrund eurer besonderen Expertise konntet ihr für den Wettbewerb ein sehr genaues Briefing formulieren. Die erzielte Qualität dieses Hauses hat viel damit zu tun, dass ihr genau wusstet, was wichtig ist und was sich bewährt hat.

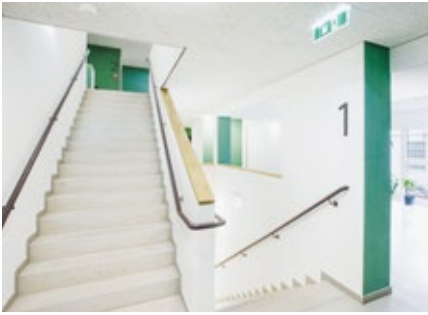
MR: Das „Wir“ sind nicht nur die Organisation „neunerhaus“, nicht nur die SozialarbeiterInnen, sondern auch die BewohnerInnen. Sie wurden von Anfang an in die Planung des Hauses einbezogen, das war mir ein großes Anliegen.

CM: Wie wurden die NutzerInnen bei der Planung einbezogen?

MR: Im Rahmen von Workshops haben wir die BewohnerInnen nach ihrer Meinung gefragt. Die Fragen waren sehr konkret formuliert, es ging um die Funktionen und die Ausgestaltung der kommunikativen Begegnungen im Haus. So konnten wir vermeiden, dass darüber diskutiert wurde, ob das Haus einen gelben oder einen grauen Anstrich bekommen soll. Stattdessen wurde in mehreren Schritten abgefragt, wie sich die BewohnerInnen das neue Haus von innen und außen sowie den eigenen Wohnraum vorstellen.

Europa wäre gut beraten, sich deziert als Einwanderungsgebiet zu deklarieren, um dann proaktiv mit Zuzug umzugehen.

Ich arbeite lieber als Künstler architektonisch denn als Architekt künstlerisch.



pool Architekten planten ein halboffenes Stiegenhaus, das über sechs Etagen vertikalen Raum für Kommunikation bietet.

CL: Das waren im Wesentlichen Beschreibungen von Lebens- und Tagesabläufen ohne räumliche Vorgaben. Im Vergleich zu den anderen, eher klassischen Beiträgen zum Wettbewerb war unser Entwurf für euch sicher überraschend.

MR: Wir haben uns für euch entschieden, weil ihr bei eurer Präsentation eine ganz bestimmte Art der Kommunikation zu uns aufgebaut habt. Auch in der Diskussion wurde klar, dass es ein gemeinsames Verständnis gibt.

CM: Obwohl dieses gemeinsame Verständnis eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen von Projekten darstellt, wird es oft unterschätzt.

CL: Es war für uns eine große Ausnahme, einen Bauherrn im klassischen Sinne zu haben. Wir sind eher anonyme Auftraggeber wie Banken oder Genossenschaften gewohnt, die ein Projekt, sobald es entwickelt und gebaut ist, an eine ebenfalls anonyme Hausverwaltung übergeben. Dadurch gibt es sehr wenig direktes und persönliches Feedback – weder vom Auftraggeber noch von den BewohnerInnen, was natürlich einen großen Nachteil darstellt. Mit dem „neunerhaus“ hatten wir ein konkretes Gegenüber, das klare Vorstellungen hatte und mit dem wir diskutieren konnten.

MR: Uns war wichtig, dass sich die ArchitektInnen schon im Vorfeld in Workshops mit NutzerInnen der zwei anderen „neunerhaus“-Wohnhäuser Feedback holen und auch ihre Ideen immer wieder präsentieren und zur Diskussion stellen.

CM: Ich nehme an, pool Architekten agieren grundsätzlich so, weil ihr Architektur als soziale Disziplin versteht?

CL: Ja, das stimmt. Aus meiner Sicht befindet sich die Architektur schon länger in einer fundamentalen Krise: Wenn ein Stararchitekt eine Handtasche für Louis Vuitton entwirft, was wirklich niemanden interessiert, wird das als bahnbrechendes Leuchtturmprojekt gefeiert, während der Wohnbau, der für mich die Königsdisziplin der Architektur darstellt, viel zu kurz kommt. Dabei muss betont werden, dass die sozialpolitische Kultur der Stadt Wien vergleichsweise hoch ist. Wenn eine Organisation wie das „neunerhaus“ das Vertrauen vom Fond Soziales Wien bekommt, um ein Wohnprojekt für Obdachlose betreiben zu können, dann erhält diese Einrichtung dafür auch Wohnbauförderung. Wir haben aus limitierten Mitteln sehr viel gemacht, aber ohne diese Förderung hätten wir gar nicht erst beginnen können.

MR: Das Ergebnis ist auch ein Statement der Stadt Wien zur Lösung der Wohnungslosigkeit im urbanen Raum. In ganz Österreich gibt es nichts Vergleichbares.

CM: Ein wichtiger Faktor für diesen Erfolg und die Vorzeigefunktion des Hauses ist auch die Betreuung.

MR: Hier haben wir ein recht ausgetüfteltes Konzept erarbeitet. Allem voran stellen wir im „neunerhaus“ das Ziel: wohnen so normal wie möglich. Die BetreuerInnen sollen sich wie Gäste verhalten und nicht wie InhaberInnen: anklopfen, warten ob jemand die Tür öffnet, niemals stören. Auch bei der sozialarbeiterischen Beratung agieren wir auf Augenhöhe und setzen auf freiwillige Angebote, nicht auf Zwang. Der Großteil der wohnungslosen Menschen will ohnedies aus eigenem Antrieb wieder eigenständig wohnen. Im Hilffsystem herrscht jedoch immer noch die Vorstellung, dass diese Menschen primär Wohngemeinschaften anstreben. Aber mittlerweile wissen wir, dass das nur der kleinste Teil möchte. Als „neunerhaus“ sagen wir daher: Die Betreuung kann nur gelingen, wenn man den Weg der Menschen, die man unterstützt, nicht vorwegnimmt. Man eröffnet Perspektiven, und die Menschen merken, dass sie genauso viel wert sind wie wir. Helfen können wir nur, wenn die



Wenn man Orte transformieren will, ist es notwendig, sich auch dort aufzuhalten – am besten gemeinsam mit jenen Menschen, die bereits an diesen Orten leben.

Betroffenen selbst dazu bereit sind. Das braucht Zeit und Vertrauen statt Vorgaben und Kontrolle. Natürlich spüren wir den Druck der öffentlichen Hand, aber es gibt einen Unterschied zwischen Fordern und Fördern.

CM: Ihr seid also selbstkritisch genug zu wissen, dass Betreuung auch diesen „disziplinierenden“ Aspekt besitzt, und haltet ihn auf diese Weise in Schach.

MR: Im „neunerhaus“ arbeiten Profis aus unterschiedlichen Berufsgruppen. Wir verfolgen einen ganzheitlichen Ansatz. Es geht nicht nur um Sozialarbeit, sondern auch um Unterstützung durch ArztInnen und PsychologInnen. Wichtig ist auch, dass die BewohnerInnen selbst Verantwortung übernehmen – ob im Kleinen oder im Großen. Unsere MieterInnen sind eingeladen, mitzuhelfen, sich bei der Reinigung oder beim Kochen zu beteiligen. Das ist ebenso wichtig wie die Kommunikationszonen. Die Förderung der Eigenverantwortung verstehen wir aber nicht im neoliberalen Sinn, also dass sie sich selbst fördern müssen, damit die sozialstaatlichen Leistungen zurückgebaut werden können. Wir investieren in die Qualität der Unterstützungsangebote, um von den Kontrollmechanismen wegzukommen. Im Sozialbereich wird sehr viel Geld in Kontrolle investiert.

CM: Die Wohnungen im „neunerhaus“ sind klein, deswegen können hier mehr Menschen wohnen. Zugleich soll die Kleinheit nicht als Ausdruck von Sparsamkeit erlebt werden. Wie gelingt dieser Spagat?

CL: Guter Wohnraum ist nicht unbedingt eine Frage der Größe, außerdem geht es speziell beim Wohnen auch um das nähere Wohnumfeld. So konnten wir neben den Wohnungen Räume schaffen, die auf den ersten Blick nicht zweckmäßig erscheinen: kleine halböffentliche Räume, in denen zwei Sessel stehen. Man kommt aus dem Lift, schaut hinaus, weiß, dass man im dritten Stock ist, und dann gibt es hier auch noch genug Platz, um sich zu treffen oder ein Buch zu lesen. Man hätte sicher noch vier oder fünf Wohnungen mehr planen können. Aber ich glaube, dass es genau auf diese Zwischenräume ankommt, auch wenn sie vordergründig nicht effizient sind. Diese „unnötigen“ Extras sind in diesem Fall auch ausschlaggebend für die Wohnqualität, weil die Wohnverhältnisse entsprechend minimiert sind. Wir haben auch lange über die Minimalanforderungen der Einrichtung diskutiert: Garderobe, Küche, Bad, Tisch, Sessel, Bett. Ich glaube, dass wir mehr geschaffen haben als das Minimum.

MR: Und obwohl wir uns selbstverständlich auch sehr um unsere MitarbeiterInnen bemüht haben, sind sie am wenigsten zufrieden, wahrscheinlich weil sie spüren, dass sie in diesem Haus nicht die Hauptrolle spielen. Sie sind eigentlich nur Gäste, und dass sie das auch spüren, ist für mich eigentlich ein positives Feedback.

CM: Das Haus wirkt wie ein gutes Werkzeug, das Antworten für viele aktuelle Anforderungen bietet. Was passiert, wenn sich diese in Zukunft ändern? Wie anpassungsfähig ist das Haus?

CL: Das zeigt sich u. a. an der statischen Struktur: Das ganze Haus besteht im Grunde nur aus einer tragenden Außenhaut mit wenigen Stützen in der Mitte. Wenn sich in zehn Jahren herausstellt, dass die Einheiten nur noch zwölf Quadratmeter groß sein sollen oder wir keine Wohnungslosenhilfe mehr benötigen, können wir alles leicht verändern.

CM: Obdachlose sind intensive StadtbenutzerInnen, so stellt man es sich zumindest vor: Menschen, die viel in der Stadt unterwegs sind. In welchem Verhältnis steht das „neunerhaus“ zu seiner urbanen Umgebung? Wie wichtig ist es, dass das Haus selbst alle Infrastruktur besitzt, oder kann auch die Infrastruktur der Stadt einen Teil davon übernehmen?

MR: Ich halte den Standort des „neunerhauses Hagenmüllergasse“

mitten im 3. Bezirk für ganz hervorragend, um der Verdrängung obdachloser Menschen aus dem Stadtbild und an den Stadtrand etwas entgegenzusetzen. Ich habe sechs Jahre dafür gekämpft, dass wir dieses Projekt im innerstädtischen Bereich realisieren können. Das hat etwas mit Teilhabe zu tun und mit der Frage, wie die Stadt mit dem Thema umgeht. Auch unsere anderen beiden Häuser sind gut gelegen, im 19. und im 10. Bezirk. Das erleichtert die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, unsere Häuser sind sehr gut in die jeweiligen Grätzeln integriert. Das ist uns ein großes Anliegen. Denn auch wenn wir Infrastruktur im Haus anbieten – wie ÄrztInnen, eine Cafeteria u. Ä. –, wollen wir die BewohnerInnen entsprechend ihrer Möglichkeiten ermutigen, die „ganz normalen“ Angebote der Stadt zu nutzen.

CM: Welche Verdrängungseffekte beobachtet ihr noch?

CL: In den letzten vierzig Jahren wurden hunderte Millionen Euro in die Sanierung der gründerzeitlichen Bebauung Wiens gesteckt. Das ist wahnsinnig viel Geld und hat zu großen Preissteigerungen geführt. Wo kommen nun die Studentin aus Linz, der Flüchtling aus Syrien und der Gastarbeiter aus Bosnien unter? Da es kaum noch Substandardwohnungen gibt, rutscht diese Klientel zunehmend in den Gemeindebau ab.

MR: Die leistbaren Wohnmöglichkeiten in dieser wachsenden Stadt gehen immer mehr verloren. Und um eine Gemeindeförderung zu bekommen, braucht man gewisse Voraussetzungen.

CL: Deshalb beschäftigen wir uns intensiv mit den großen Siedlungen aus den 1960er- und 1970er-Jahren. Sie befinden sich in kommunalem Besitz und haben auch deshalb Entwicklungsmöglichkeiten, die wir derzeit in einer Forschungsarbeit untersuchen. Grundsätzlich sind diese Siedlungen Erfolgsmodelle. So sind mehr als fünfzig Prozent der heutigen BewohnerInnen PensionistInnen, was bedeutet, dass dort immer noch die erste Generation wohnt. Die Mehrheit ist zufrieden, die Unzufriedenheit beschränkt sich meist auf die Tatsache, dass die im Grünraum spielenden Kinder die Ruhe der PensionistInnen stören. In diesen Siedlungen sind Veränderungsprozesse in Gang, die die gründerzeitlichen Stadtteile schon hinter sich haben.

CM: Wien war lange Zeit eine schrumpfende Stadt, und man hat mit so starkem Zuzug gar nicht gerechnet. Trotzdem kann die Stadt gut damit umgehen, weil sie dank Otto Wagner eine städtebauliche Infrastruktur besitzt, die schon damals auf vier Millionen BewohnerInnen ausgelegt war.

CL: Die Stadtrandsiedlungen aus den 1960er-Jahren gehen auf Roland Rainer zurück. Man vergisst oft, aus welchem Grund sie gebaut worden sind. Rainer meinte 1963 in seinem Planungskonzept für Wien, dass das Leben im Gründerzeitblock unmenschlich sei, weil viele Menschen ohne Wasser und Licht wohnten. Daher schlug er Stadtrandsiedlungen vor, um in einem nächsten Schritt die Gründerzeitviertel zu sanieren.

MR: Im innerstädtischen Bereich kam es zur Verdrängung. Man geht von einer Entwicklung aus, die immer nur bergauf geht, und glaubt, dass die Verteilung trotzdem noch funktioniert. Das trifft aber nicht mehr zu. Die Verteilungskrise führt dazu, dass sich die Verdrängten auch am Stadtrand nicht mehr behaupten können und dann in der Obdachlosigkeit landen.

CL: Wohnen ist in erster Linie eine verteilungspolitische Herausforderung. In der Gründerzeit lebten auf derselben Fläche, auf der heute zwei Personen wohnen, fünfzig Menschen.

MR: Es ist nicht wie vor hundert Jahren, aber wir erleben einen massiven Anstieg von prekären Wohnverhältnissen und Menschen, die aufgrund der hohen Wohnkostenbelastung gefährdet sind, obdachlos zu werden. In Wien haben ca. 150.000 Haushalte zu hohe Wohnkosten. Man

muss es wirtschaftspolitisch schaffen, dass die niedrigen Einkommen steigen. Aber die Marktmechanismen greifen immer stärker auch im Wohnbau. Das Angebot an Grundinfrastruktur wird zunehmend kleiner. Deshalb stellen wir unserer Arbeit voran, dass es sich beim Wohnen um ein Grundrecht handelt – um ein Menschenrecht. Das impliziert, dass es nicht rein ökonomischen Mechanismen ausgesetzt sein darf. Man sollte bei der Errichtung eines Wohnbaus über die Qualität und die stadträumliche Bedeutung sprechen. Nicht der Preis sollte im Vordergrund stehen.

Über das „neunerhaus“

Der 1999 gegründete Sozialverein verfolgt das Ziel, obdachlose Menschen mittels Empowerment, einem Zuhause und medizinischer Versorgung sowie qualitativen Angeboten nachhaltig zu unterstützen. Bei Bedarf wird sozialarbeiterische Begleitung angeboten, die BewohnerInnen sollen aber möglichst selbstständig leben können. Dazu gehören ein eigener Wohnungsschlüssel, Besuchsmöglichkeiten, Haustiere und kein Alkoholverbot. Die Hilfsorganisation setzt sich außerdem dafür ein, dass sich die politischen Rahmenbedingungen in den Bereichen Gesundheit, Soziales und Wohnen im Sinne der ärmsten Menschen in Wien, der Obdachlosen, verbessern. Der Verein „neunerhaus“ wird vom Sozialwissenschaftler Markus Reiter geleitet, der zu den Mitbegründern der Initiative zählt.

www.neunerhaus.at

Über pool Architektur

Das 1999 von vier PartnerInnen, u. a. Christoph Lammerhuber (geb. 1966), gegründete und heute 15 MitarbeiterInnen umfassende Büro betrachtet den Wohnbau als Königsdisziplin und hat auf diesem Gebiet eine Vielzahl von innovativen Projekten vorgelegt, die die Grenzen der zunehmend rigiden Vorgaben erfolgreich ausreizen. Mit seiner ausklügelten Architektur bietet das neue „neunerhaus Hagenmüllergasse“ nunmehr 79 statt wie bisher 59 Personen Platz und mit einer Cafeteria und einer Gemeinschaftspraxis von ÄrztInnen und TherapeutInnen die räumlichen Voraussetzungen, um das neuartige Betreuungskonzept optimal zu unterstützen.

www.pool-arch.at